

(Nachdruck verboten.)

Das Geld.

Roman von Emile Zola.

Bei Anlaß eben dieser Gründung lernte Saccard die Fürstin Orviedo kennen. Er besaß ein Stück von dem Gelände, welches sie für dieses Heim ankaufen mußte, einen alten Garten mit schönen Bäumen, der an den Park von Neuilly angrenzte und längs des Boulevard Bineau sich hinzog. Durch die schneidige Art, mit der er bei Geschäften verfuhr, hatte er die Fürstin gewonnen; sie wünschte ihn infolge verschiedener Schwierigkeiten mit den Bauunternehmern wieder zu sprechen. Er selbst hatte für jene Arbeiten Interesse gezeigt; seine Phantasie war von dem großartigen Plan entzückt, den die Fürstin ihrem Baumeister vorschrieb: zwei monumentale Flügel, einer für die Knaben, der andre für die Mädchen, sollten miteinander durch ein Hauptgebäude verbunden sein, worin die Kapelle, die Wohnung der Schwestern, die Verwaltung und alle Diensträume sich befanden; jeder Flügel hatte dann einen ungeheuren Hof für sich, seine eignen Arbeitsäle und allerlei Zubehör. Was vor allem Saccard begeisterte und seinem eignen Geschmack für das Große und Prunkvolle zusagte, das war der entfaltete Luxus, das gewaltige Baumwerk und das Material, welches den Jahrhunderten Trotz bieten konnte, die Verwendung von Marmor, die mit Fayenceplättchen ausgekleidete Küche, in der man einen Dänen braten konnte; riesengroße Speiseküche mit eichener Täfelung, lichtüberflutete, durch einen hellen Anstrich erweiterte Schlafküche, ein Beizeugsaal, ein Baderaum, ein Krankensaal mit verfeuertem Luxus; überall mächtig große Gänge und Treppen, die im Sommer trefflich gelüftet und im Winter geheizt waren, kurz, das ganze Haus in Sonnenlicht gebadet, voll jugendlicher Heiterkeit und wohlhabender Behaglichkeit.

Wenn der Baumeister über diese ganz überflüssige Pracht seine Bedenken aussprach und vom Kostenpunkt redete, dann that die Fürstin mit einem Wort Einhalt: sie habe einst den Luxus besessen und wolle ihn jetzt den Armen zu teil werden lassen, damit diese ihrerseits ihn genießen könnten, sie, von denen der Luxus der Reichen herrührt. Ihre fixe Idee bestand aus diesem einen Traum, die Elenden überglücklich zu machen, sie an der Tafel der Glücklichen dieser Welt Platz nehmen und in ihren Betten schlafen zu lassen. Nichts mehr vom Almosen einer harten Brotkruste oder eines elenden Nachtlagers, sondern ein behagliches Dasein inmitten von Palästen, in denen sie zu Hause wären, in denen sie ihrerseits die Genüsse der Gebieter der Welt kosten könnten! Bei dieser Verschwendung wurde die Fürstin trotz ungemein großer Voranschläge in abscheulicher Weise bestohlen: ein Schwarm von Unternehmern lebte von ihr, von den Verlusten infolge mangelhafter Aufsicht gar nicht zu reden; man verschwendete das Gut der Armen. Da öffneten ihr Saccard die Augen und fügte die Bitte bei, sie möge ihm die Prüfung der verworrenen Rechnungen überlassen. Er that dies übrigens ohne jede Nebenabsicht, um der einzigen Lust willen, diesen tollen Tanz der Millionen zu regeln, der ihn zur Begeisterung hinriß. Nie hatte er sich so peinlich gewissenhaft gezeigt; in dieser riesengroßen und verwickelten Angelegenheit war er der thätigste und redlichste Mitarbeiter; er opferte seine Zeit, sein Geld sogar und fand seinen alleinigen Lohn in der Freude an den bedeutenden Summen, die ihm durch die Hände gingen. Im Arbeitsheim kamte man fast nur ihn; denn die Fürstin ging nie dahin, ebenso wenig als sie ihre andern Gründungen besuchte. Sie blieb in ihren drei kleinen Zimmerchen verborgen wie die gute, unsichtbare Göttin. Er aber war daselbst hoch verehrt, gesegnet und mit all der Dankbarkeit überhäuft, welche die Fürstin zu verschmähnen schien.

Seitdem hegte Saccard einen unbestimmten Plan, der mit einem Male, sobald er als Mieter in das Hotel Orviedo einzog, die scharfzinnige Klarheit eines Verlangens erhielt. Warum sollte er sich nicht gänzlich der Verwaltung der guten Werke der Fürstin widmen? Ihm, dem Besiegten der Spekulation, der noch nicht wußte, welcherlei Reichtum er wieder aufbauen könnte, trat in den jetzigen bangen Stunden dieser Plan wie eine neue Menschwerdung entgegen, wie eine

plötzliche Auffahrt zu den Gipfeln der Vergötterung. Ja, er wollte diese königliche Mildthätigkeit besser verteilen, diesen über Paris sich ergießenden Goldstrom in richtige Kanäle leiten.

Es blieben noch zweihundert Millionen: welche Werke konnten noch geschaffen, welche Wunderdinge aus dem Boden gezaubert werden! Abgesehen davon würden sie durch ihn Früchte bringen, diese Millionen; er wollte sie verdoppeln und verdreifachen, er würde sie so trefflich anzuwenden wissen, daß er eine ganze Welt aus ihnen gewänne. Dann wuchs bei seiner Leidenschaft alles ins Ungeheure, er lebte nur noch in diesem beranschenden Gedanken, die Millionen in endlosen Almosen auszustreuen, das beglückte Frankreich damit zu überfluten. Und förmliche Nüchternheit ergriff ihn, denn er blieb bei der tadellosen Redlichkeit, und kein Sou blieb ihm an den Fingern kleben. So stieg wie eine Vision in seinem Kopfe allgemach ein riesengroßes Idyll auf, ein harmlos unbewußtes Idyll ohne jeden Beigeschmack des Wunsches, seine ehemaligen Freibertereien wieder gut zu machen, um so mehr, da am Ende der Vision dennoch der Traum seines ganzen Lebens stand, nämlich die Eroberung von Paris. König der Mildthätigkeit sein, der angebetete Gott der Menge aller Armen, ein einziger und volkstümlicher Mann werden, die ganze Welt mit seiner Person beschäftigen, — das ging sogar über seinen Ehrgeiz. Welche Wunder könnte er ins Werk setzen, wenn er seine geschäftlichen Fähigkeiten, seine Züchtigkeit, seine Hartnäckigkeit, seine völlige Vorurteilslosigkeit zum Guten und Edlen verwendete! Dann hätte er die unwiderstehliche Kraft in Händen, welche Schlachten gewinnt: Geld, Geld in vollen Kästen, das Geld, welches oft so viel Leid zuzügelt und welches so viel Gutes wirken könnte, sobald man in Freigebigkeit seinen Stolz und seine Lust setze. Dann schwohlen seine Pläne immer höher an, und er gelangte dazu, sich zu fragen, weshalb er nicht die Fürstin von Orviedo heiraten sollte. Das gegenseitige Verhältnis würde klarer und jede übelwollende Deutung verhindert.

Einen Monat lang manövrierte er geschickt, setzte herrliche Pläne auseinander und glaubte sich unentbehrlich zu machen. Und eines schönen Tages brachte er mit ruhiger Stimme ganz harmlos seinen Vorschlag an und entwickelte sein großes Projekt. Es war ein förmlicher Gesellschaftsvertrag, den er der Fürstin anbot; als Verwalter der vom Fürsten gestohlenen Summen verpflichtete er sich, dieselben verzehnfacht den Armen zurückzustellen. Mit ihrem ewigen schwarzen Kleid und ihrem Spitzenschu auf dem Kopf hörte ihn die Fürstin aufmerksam an, ohne daß irgend welche Aufregung ihr gelbliches Gesicht belebte. Die Vorteile einer derartigen Verbindung sprangen ihr in die Augen; die andern Rücksichten dagegen blieben ihr gleichgültig. Ihren Bescheid verschob sie auf den folgenden Tag und lehnte dann ab; ohne Zweifel hatte sie bei sich überlegt, daß sie sonst über ihren Almosen nicht mehr die einzige Herrin wäre, während sie als unumschränkte Gebieterin darüber zu verfügen gedachte, selbst in thörichter Weise. Indessen setzte sie Saccard auseinander, daß sie sich glücklich schätzen würde, ihn als Ratgeber beizubehalten, und zeigte, für wie wertvoll sie seine Mitwirkung hielt, indem sie ihn bat, weiterhin mit dem neuen Heim sich zu beschäftigen, dessen tatsächlicher Leiter er war.

Eine ganze Woche lang empfand Saccard heftigen Kummer wie beim Scheitern einer teuren Idee. Nicht als ob er in den Abgrund der Gaunerei zurückzusinken fürchtete; aber wie ein sentimentales Lied selbst den verkommensten Trunkenbolden Thränen in die Augen treibt, so hatte jenes Riesendidyll von einer Wohlthätigkeit mit ungemessenen Millionen sein altes Freibertergemüt erweicht, und nun stürzte er wieder zu Boden und diesmal von sehr bedeutender Höhe. Es war ihm zu Mute, als sei er entthront. Jederzeit hatte er im Besitze des Geldes außer der Befriedigung seiner Gelüste zugleich den Prunk eines fürstlichen Lebens gesucht, und nie hatte er diesen in genügendem Maße besessen. Seine verbissene Hartnäckigkeit stieg mit jedem neuen Sturze, mit jeder Hoffnung, die ihn dahinsank. Als daher sein Plan vor der ruhigen und runden Weigerung der Fürstin zusammenstürzte, fühlte er sich mitten in die grimmigen Kampfgeklüfte zurückgeschleudert. Der Drang zu kämpfen, im herben Krieg der Spekulation der Stärkste zu sein, die andern aufzufressen,

um nicht selbst aufgefressen zu werden, das war nächst seinem Durst nach Brunt und Genuß der ganze, der einzige Grund seiner Leidenschaft für die Geschäfte. Wenn er auch keine Schätze sammelte, so genoß er doch die andre Freude: der Kampf der großen Ziffern, die wie Armee-corps ins Treffen geworfene Reichtümer; der Zusammenstoß; der feindlichen Millionen mit Niederlagen und Siegen, das war es, was ihm berauschend zu Kopf stieg. Gleichzeitig kam sein Haß gegen Sundermann, sein zügelloser Rachedurst wieder zum Vorschein. Sundermann herunterzuwerfen, dieser chimärische Wunsch spukte jedesmal in seinem Gehirn, wenn er besiegt zu Boden lag. Wenn er dann das Kindische eines derartigen Versuchs empfand, so fragte er sich, ob er nicht wenigstens in Sundermanns Stellung Breche schießen, sich neben ihm einen Platz erobern, ihn zur Teilung zwingen könnte, wie jene Beherrscher benachbarter Länder von gleicher Machtfülle einander „Herr Better“ nennen. Gerade jetzt fühlte er sich von neuem durch die Börse unwiderstehlich angezogen; seinen Kopf füllten zwanzig unklare Entwürfe; nach jeder Richtung durch entgegengesetzte Pläne hin und her gejerrt, lebte er in einem solchen Fieberwahn, daß er keines Entschlusses fähig war bis zu dem Tage, wo ein letzter, unermeßlich großer Gedanke von dem Wirrwarr der übrigen sich losrang und sich nach und nach seines ganzen Seins bemächtigte.

Seitdem er das Hotel Orviedo bewohnte, sah Saccard von Zeit zu Zeit die Schwester des Ingenieurs Hamelin, der die kleine Wohnung im zweiten Stock bewohnte; ein Weib von stolzem Wuchse, diese Frau Karoline, wie sie vertraulich genannt wurde. Bei der ersten Begegnung war ihm vor allem ihr herrliches weißes Haar aufgefallen, eine wahre Krone von weißen Haaren, die sich auf der noch jugendlichen Stirne des kaum sechszwanzigjährigen Frau überaus merkwürdig ausnahm. Schon mit fünfundsiebenzig Jahren war sie ganz weiß geworden. Ihre Augenbrauen, die schwarz und sehr dicht geblieben waren, bewahrten den hermelinunrahmten Anblick eine jugendliche Frische und eine auffallende Lebhaftigkeit. Süßlich war sie nie gewesen, Kinn und Nase waren allzu stark entwickelt, ebenso ihr etwas breiter Mund, dessen dicke Lippen eine seltene Herzensgüte ausdrückten. Aber ihr weißes Ge- lock, dieses schneeige Schimmern ihres feinen Seidenhaares, gab ihrem etwas harten Gesichtsausdruck unzweifelhaft den lachenden Liebreiz einer Großmutter, welcher von der zur Liebe geschaffenen Frische und Rüstigkeit ihres Körpers selt- sam abwich. Groß und kräftig gewachsen, besaß sie eine freie und sehr edle Haltung.

Bei jeder Begegnung blickte der viel kleinere Saccard dem stolzen Wuchse dieses gesunden Frauenkörpers mit still ver- haltener Begierde nach.

Durch die Umgebung erfuhr er Stück für Stück die ganze Geschichte der Familie Hamelin. Karoline und Georg waren die Kinder eines Arztes zu Montpellier, eines bedeutenden Gelehrten und überschwenglichen Katholiken, der vermögenslos starb. Als der Vater tot war, stand die Tochter im acht- zehnten Jahre, der Sohn im neunzehnten; dem kürzlich in die polytechnische Schule eingetretenen Bruder folgte Karoline nach Paris, wo sie eine Stelle als Erzieherin annahm. Sie war es, die ihm die nötigen Fünffrankenstücke zustellte und ihn während der beiden Studienjahre mit Taschengeld versorgte. Später, als er wegen seiner schlechten Censur eine Zeitlang stellenlos blieb, war sie es wieder, die den Bankenden auf- recht erhielt, bis er eine Stellung fand. Die Geschwister ver- götterten einander, ihr Traum war, einander nie zu verlassen. Indessen bot sich bald eine unvorhergesehene Heirat dar: die Lebenswürdigkeit und der lebhafteste Verstand des jungen Mädchens hatten ihr in dem Hause, wo sie Erzieherin war, einen millionenreichen Bierbrauer erobert. Georg verlangte, daß sie die Werbung annahm. Später mußte er dies grausam bereuen, da nach mehreren Jahren ehelichen Lebens sich Karoline genötigt sah, eine Trennung zu erwirken, um nicht von ihrem Manne totgeschlagen zu werden, der ein Säufer war und sie in seinen Anfällen blödsinniger Eifersucht mit ge- zücktem Messer verfolgte. Damals war sie sechsundzwanzig Jahre alt und wiederum mittellos, da sie hartnäckig dabei blieb, von dem Manne, den sie verließ, kein Jahresgeld zu verlangen. (Fortsetzung folgt.)

Sonntagsplauderei.

Die Sammlung der Ordnungsparteien gegen den Umsturz be- gegnet in der unverständigen Welt schlimmen Widerständen und Hindernissen. Es fehlt an Führern, an Geldern, an Geld, und vor allem machen einige Leute immer noch Anspruch auf das Bruchstück

eines eignen Kopfes. Noch hat nicht die ganze deutsche bürgerliche Intelligenz die letzten Reste ihres revolutionären Aberglaubens, noch nicht gewisse logische Wahnvorstellungen des Widerspruchs und Gegenjages getilgt, noch hat die Herrschaft der mittleren und mittelsten Linie nicht völlig gesiegt. Erst wenn die gesamte bürgerliche Gesellschaft nur aus republikanischen Monarchisten, hochschützöllnerischen Freihändlern, orthodox-katholisch- evangelisch-mohamedanischen Atheisten, aus grenzsperrenden Heimat- politizern der Wasserzukunft, aus abstrakten Heeresvermehrern, aus lassentämpferischen Harmoniepropheten, zwerghäuerlichen Zählern, Großindustriellen des Handwerks, Kleingewerblichen Warenhändlern, aus freitreibenden Koalitionsfanatikern, aus gepanzerten Käufen mit Glacéhandschuhen und tausenderzig strahlenden Dimeleimännern besteht, dann, erst dann ist jene notwendige Einheit aller bürger- lichen Parteien hergestellt, welche die blaue Theorie abstrakter Logik in die mittelstünne Praxis der Wirklichkeit des Innern erhebt. Wenn Principien — so hat der Reichskanzler neulich sich treffend ge- äußert — sich gegeneinander aufstürmen, da giebt es keinen Ausgleich. Wo aber die Streitenden, der Unvollkommenheit dieses Daseins Rechnung tragend, in dem Streben der einen und allen Hirnerweichung löffeln, da blüht die vaterländische Blume der Versöhnung und der Kunst des Möglichen, d. h. die Politik der mittleren Linie ge- waltig auf.

Indessen es giebt auch in der Bourgeoisie wenn auch wenige, so doch immer noch einige Köpfe, die nicht nach der Vollkommenheit der mittleren Linie geschreiet sind, und denen es noch Schwierigkeiten bereitet, alle Parteiprogramme in ihre Diagonale aufzulösen und zu vereinigen. Ich habe deshalb unter der Firma „Der Universal- ordnungsparteiler in allen Fällen“ eine Wahlgesellschaft mit be- schränkter Haftung ins Leben gerufen, die sich mit der Herstellung und dem Vertrieb austauschbarer Wahlagitatoren nur solider Ge- stimmung beschäftigt. Ich ging von der Idee aus, daß zwar das menschliche Bürgerhirn noch nicht vollkommen den Anforderungen der Ordnungssammlung der mittleren Linie gewachsen ist, daß aber dafür die Phonographenwalze die höchste Leistungsfähigkeit auf diesem Gebiete zu erreichen vermag.

Ich war mir natürlich von vornherein darüber klar, daß die jetzt auf den Markt kommenden Phonographen den Anforderungen nicht genügen. Dieser quäkende Trompetenapparat auf die Rednertribüne gestellt und in Bewegung gesetzt vertritt noch nicht ausreichend die menschliche Persönlichkeit. Ein solcher Redner aus Wachs und Blech wirkt immerhin etwas mechanisch, und trotz aller seiner qualitativen Leistungs- fähigkeit fehlt ihm gewissermaßen die Individualität — die In — di — vi — du — a — li — tät, ohne die ein Stell- kandidant der Ordnungsparteien nur einmal nicht existieren kann. Der von mir konstruierte Phonograph ist kaum größer als ein Laubenei, die Eindrücke der Walze werden mittels eines winzigen Induktionsapparates in mikroskopischer und mikrobischer Kleinheit erzeugt. Es bedarf nur einer leichten, schmerzlosen Operation, um den aus Quallen-gallery gefertigten Apparat unter die Schädelbede einzuführen und in die graue Gehirnschicht festzulöten. Ganz feine unsichtbare Fäden verbinden den Apparat mit einer Trocken- batterie, die in jeder Hosentasche mühelos verborgen werden kann. Wird nun der Strom geschloffen, so greifen die Schallwellen des Apparates unmittelbar in die motorischen Nerven ein, die Stimmriemen der Mundhöhle, der Zunge usw. werden automatisch in Bewegung gesetzt, und der mit dem Phonographen versehene menschliche Redner hält fließend, ohne einmal zu stocken, die auf der Walze befindliche Universalrede. Um den Nebelstand zu vermeiden, daß etwa dieselbe Rede in der gleichen Versammlung zwei- oder dreimal abschmurt, ohne daß der Redner es merkt, sind die Batterien so eingerichtet, daß der Strom immer nur für eine Rede ausreicht, so daß mit dem Schluß die Walze von selbst stehen bleibt. In der Regel wird dieselbe Walze für die ganze Wahl- agitation genügen. Indessen können Agitatoren, die auf Abwechslung Wert legen, für jede neue Versammlung sich eine andre Walze ohne große Kosten und Mühen einsehen lassen. Meine Gesellschaft hat auch kleinere Diskussionswalzen angefertigt, die für etwa 10 bis 15 Minuten reichen, und in der Pause zwischen Referat und Diskussion in einem unzugänglichen Folierraum unbemerkt unter die Schädelbede gebracht werden können. Allerdings ist zu beachten, daß diese Walzen, wenn sie auch im allgemeinen für jeden Ein- wand passen, doch unvermeidlich das Eingehen auf die Besonder- heiten der umstürzlerischen Opposition nicht ganz zu leisten ver- mögen. Es empfiehlt sich deshalb für den Ordnungsparteiler, nur in dringenden Notfällen eine Diskussion zuzulassen.

Vorbereitungen und Vorbildung irgend welcher Art sind nicht erforderlich. Selbst die Wandredner des Bundes der Landwirte beherrschen sofort den Apparat, und keine sozialdemokratische Ver- kleinerungssucht wird die Originalität ihrer Ansprachen in Zweifel zu ziehen wagen. Für bekanntere Agitatoren, Reichstags- Abgeord- nete usw. empfehlen sich die Walzen nach Maß, die zwar etwas teurer sind, dafür aber den Vorzug haben, daß sie genau der Eigen- art des Redners angepaßt sind. Es ist klar, daß es unnatürlich wirken und Verdruß erregen würde, wenn sich beispielsweise in einem Stöderschen oder Bachemischen Referat eine wahre Behauptung vorfinden würde.

Bestellungen bitte ich möglichst frühzeitig anzugeben, weil später bei dem ungeheuren Andrang rechtzeitige Lieferung nicht garantiert werden kann. Besonders empfehle ich die Walze „Pulowist“, die in durchaus vornehmer Form die verschiedenen Partei-Ansichtungen

sammelt, und von dem klassischen Geiste energischer und besonnener Bildung erfüllt ist. Sie hat außerdem den Vorzug der Kostenersparnis, weil sie den Bedarf der ganzen Bahlagitation deckt; will man seine Rede ändern, so wird die Walze einfach auf Umdrehung umgestellt. Das „Wilowist“-Muster läßt sich nämlich von vorn und von hinten gebrauchen und wirkt jedesmal wie ein andres Original. Der spezielle Kartell-Wahlplakat, der am Schluß zu erscheinen hat, findet sich übrigens nicht auf der Walze. Diesen Namen hat der Medner mit den Mitteln seines natürlichen Gehirns zu nennen; ein leises Klingelzeichen, das der Phonograph selbsttätig von sich giebt, zeigt dem Medner an, wann der Kandidatename einzufügen ist.

Nachstehend gebe ich eine stark gekürzte Skizze des Wilowist-Musters:

Meine Herren!

Es ist nicht zu leugnen, daß der byzantinische Geist verherend um sich greift. Schmiedler und Krieger umlagern den Thron. Niemand hört man noch ein offenes und tapferes Wort, das dem Monarchen ins Gesicht zu rufen wagt, daß niemals auf dem Thron ein bedeutender Fürst gelebt hat. Meine Herren! Mit Stolz können wir nun sagen, daß alle Völker uns beneiden müssen, und in diesem Sinne bitte ich Sie, alleruntertänigst mit dem ehernen Gelübde unentwegter Treue, nie verlöschender Dankbarkeit und jauchzender Bewunderung einzustimmen in den Ruf: Seine Majestät — hoch, hoch, hoch!

Meine Herren! Wir leben in einer schweren Zeit tiefster Interessengegensätze. Der Krieg aller gegen alle ist ausgebrochen. Materielle Interessen haben den alten deutschen Idealismus getötet. Darum schlage ich Ihnen vor, den Idealismus, der in der deutschen Landwirtschaft, wie auch der Thron und Altar, wurzelt, wieder herzustellen und zu kräftigen und für einen Mindestzoll von 7 1/2 Mark einzutreten. Meine Herren! Nur so gelingt es uns, alle gut-gesinnten Bürger zu einigen gegen den gemeinsamen Feind, den Umsturz.

In diesem Sinne bitte ich Sie einzustimmen in den Ruf: Der deutsche Idealismus, die deutsche Landwirtschaft und der 7 1/2 Mark-Zoll — sie leben hoch! hoch! hoch!

Meine Herren! Ich leugne nicht, daß der Konjunktent durch den Zoll schwer belastet wird. Aber Sie wissen alle, daß der deutsche Konjunktent die Grundlage unserer nationalen Kraft ist. Darum müssen wir einen Ausgleich finden und eine mittlere Linie, und das kann nur geschehen, indem wir die Witwen und Waisen des deutschen Konjunktenten schützen. Je früher der deutsche Konjunktent männlichen Geschlechts stirbt, um so eher werden die Witwe und die Waisen in den Genuß ihrer Rente kommen, und mithin ist die Brotvermehrung direkt ein Mittel, um die Witwen und Waisen so schnell wie möglich zu fördern. In diesem Sinne bitte ich Sie einzustimmen in den Ruf: Die Witwen und Waisen des deutschen Konjunktenten, sie leben hoch! hoch! hoch!

Meine Herren! Der Panzer der Militär- und Flottenlazien wird immer drückender, die Schulden betragen bereits drei Milliarden. Wir sind am Ende unseres Lateins. Die Reichskasse ist bankrott. Es gilt also den nationalen Wohlstand zu heben, die Finanzkraft des Volkes zu vermehren. Das kann aber nur geschehen, wenn das Reich der Industrie neue große Aufträge erteilt. Somit sind weitere große Heer- und Flottenvorlagen unbedingt notwendig zur Hebung der Industrie, der Arbeiterschaft, der Steuerkraft und infolgedessen auch der Reichsfinanzen. In diesem Sinne bitte ich Sie, stimmen Sie ein in den Ruf: Unser herrliches Heer und unsere herrliche Flotte, sie blühen, wachsen und gedeihen!

Meine Herren! Das deutsche Volk will den inneren und äußeren Frieden. Keine Nation ist so friedliebend wie die unsrige. Dennoch wagen es die andren Völker und der Feind im eignen Lande unsre Friedensliebe zu verdächtigen und in Zweifel zu stellen. Keine reden von Imperialismus und diese von Klassenkampf. Das ist eine unerhörte Verdächtigung unsres Reiches und unsrer Regierung. Darum müssen wir überall, wo man unsre friedliche Gesinnung verdächtigt, mit gepanzerter Faust zeigen, daß wir den Frieden wollen. Und so auch nach innen. Der Umsturz muß mit unerbittlicher Gewalt befehrt werden, daß wir es niemals dulden werden, unsren Geist der Verjöhnlichkeit, des Ausgleichs der Gegensätze verdächtigen zu lassen.

In diesem Sinne bitte ich Sie, mit mir einzustimmen in den Ruf: Der innere und äußere Friede lebe hoch! hoch! hoch!

Meine Herren! Es ist nicht zu leugnen, daß die geistige Freiheit Not leidet. Der liberale Gedanke muß wieder zu Ehren kommen. Die römische Sklaverei, die kirchliche Knechtschaft muß ein Ende nehmen. Dieses erhabene Ziel müssen wir endlich erreichen und es kann nur erreicht werden, indem wir der katholischen Kirche die vollkommene Freiheit gewähren. Sie muß die Freiheit haben, den Einfluß auf Staat, Schule, Universität auszuüben, der ihr gebührt. Nur dann wird die Unfreiheit aufhören. Meine Herren! Der Liberalismus für die Kirche!

In diesem Sinne bitte ich Sie einzustimmen in den Ruf: auf zum Kampf für die Geistesfreiheit!

Immer hat in Deutschland das sociale Königtum geherrscht. Die Arbeiter wurden mit Wohlthaten überschüttet. Aber ich gestehe offen: Es muß noch viel mehr für die Arbeiterschaft geschehen. Die sociale Frage muß in der einen oder andren Weise gelöst werden. Vereinigten wir uns also, um das notleidende Proletariat von seiner schlimmsten Bedrängnis zu befreien. Ersöfen wir die Arbeiter von den Feinden, die an ihnen saugen, in erster Linie vom Wahlrecht,

dem Koalitionsrecht und der Socialdemokratie. Erst dann wird sich ihre Lage heben.

In diesem Sinne bitte ich Sie einzustimmen, in den Ruf: Unsre treue Arbeiterschaft, sie lebe hoch, hoch, hoch!

Die Hauptsache ist bei den bevorstehenden Wahlen der Kampf gegen die Reaktion. Ich gebe zu, daß auch der Bund der Landwirte, das Centrum, die Nationalliberalen, und die Freiwiligen nicht frei sind von reaktionären Anwandlungen. Aber was bedeuten diese reaktionären Kleinigkeiten gegenüber der einen, ungeheuren, furchtbaren, kulturverwüstenden Reaktion wider unsre geheiligte Gesellschaftsordnung, die von der Socialdemokratie erstrebt wird!

In diesem Sinne bitte ich Sie einzustimmen in den Ruf: Nieder mit der Reaktion!

Ich bin am Schluß. Ich weiß, verschieden sind der Menschen Wünsche, und diese Erde ist unvollkommen. Aber ob Sie nun zum Bunde der Landwirte oder der Kaufleute, zu den Juden oder Antisemiten, zu den Orthodoxen oder Atheisten, zu den Freihändlern oder Schutzzöllnern gehören, die mittlere Linie verjöhnt alles zum Segen des Vaterlandes!

In diesem Sinne bitte ich Sie einzustimmen in den Ruf: Es lebe der gemeinsame Wahlkandidat aller Ordnungsparteien — Eugen Richter hurra! hurra! hurra! —

Joe.

Kleines feuilleton.

— Unterricht. Wenn wir mit dem Vater durch den Wald gingen, that auf einmal einer den Mund auf und fragte: „Vater, was ist das für ein Vogel, der singt?“

„Eine Drossel.“

„Vater, die braune oder die schwarze mit dem schönen rotgelben Schnabel?“

„Dass! Wenn's die schwarze wär', hätt' ich Amstel gesagt. Die ist zu Haus', im Garten, in den Stauden.“

„Vater, Vater!“ meldete sich der andre auf der rechten Seite.

„Eine Pipp ist's, die singt. Der Hüttub' hat mir ihr Nest' zeigt. Inwendig ist's mit nasser Erd' ausgestrichen, wie ein kleiner, runder Topf schaut's aus.“

„Ja, und mit dem Steden könn' man's erreichen.“

„Vater, kann man die Drossel essen?“ Die Augen des Kleinen funkelten.

„Gern! In der Stadt thum sie's und meinen, sie hätten einen Krammetsvogel, die Hungerleider! Vuben, geschossen wird die Singdrossel nicht! Der Wald soll leben und nicht stumm sein wie ein Totenader!“

Einige Zeit ist's still, auf dem feuchten Waldweg hört man keinen Trit. Da schießt der Dadel vor, wittert an einer Fährte und fährt mit lautem Geläut in die Kiefernbüsche, deren Nadeln in der einfallenden Sonne wie graue Seide erglänzen. Die Vuben sind gleich nach dem Dadel an der Fährte.

„Vater, da war a Has'!“

Der ältere schlägt die Hände über den Kopf zusammen, lacht und brüllt los. Endlich ist er wieder zu Atem gekommen. „Na ja, Vater, der dumme Christof! . . . Sieht's es denn net, daß die Fährte g'schnürt ist? . . . Ein Fuchs ist's! . . . Ein Fuchs! . . . Ein Fuchs!“

Der Kleine ist beleidigt und geht auf seinen Wiberfacher los. So wird denn gerauft. Ein Vatermjer lang. Der Förster sieht's. „Na, mal . . . Vuben!“ Und als es ernst werden will: „Hans, komm' her!“

Christof fählt nach seiner Nase, sie steht ihm noch mitten im Gesicht. Alsdann, da ist er auch wieder gut.

Mit lautem Getläß fliegt ein Vogel in abgesehenen Stößen hoch über die Dichtung.

Die Vuben sind zusammengefahren.

„Ein Specht!“

„Vater! Vater!“

Der wartet ruhig, bis der Vogel auf einer alten Samen-Föhre aufbäumt. Dann meint er: „Na, Hans, willst'?“

Hans ist schon hinter dem Vater und hat die Hand am Gewehr-solffen. Aber er muß wieder vor.

„Wie willst' Du schießen? . . . Die Kiefernbüsche . . .“

Hans schaut. Plötzlich ist's aus mit der Freud'.

„Aber das geht ja nicht! Ich seh' nichts von unten, und er sitzt ganz oben in der Kron'!“

„Und von hier aus? . . . Wie viel ist's?“

„Hundert Schritt!“

„Der Mittelbau ist achthundert Schritt lang und seine Breite ist dreihundert Schritt. Wo steht der Samenbaum?“

„Ganz drüben bei dem Stangenholz.“

„Trägt's Gewehr so weit?“

„Nein, Vater!“ . . .

Wald darauf belamen wir die Schrotbüsch'. War ein altes Tier, stammte aus Wälschland und hatte einen Strenfegel schier wie eine Tromba. Mit der Büsch' zugleich Schrotbeutel und Pulverhorn. Der Vorrat sollte immer auf acht Tage reichen. Aber Vuben schießen gern. Und so wurde die Portion immer kleiner, um so öfter „ging's los.“ Da hat mich mein Vater einmal schön ausgelacht.

Im Herbst war's. Wir gingen durch eine Schmeife hinab. Stößt mich der Vater an. Auf einer vom Schneebdruck verbogenen jungen Eipe sah ich eine Waldtaube. Mund und fett war sie, 's war Saatzeit.

„Traust D' Dich? .. Sind hundert Schritt! ..“
 Schon war die Donnerbüchse herunter, und gleich darauf hat's g'schnallt. Ich seh', und schau und guh, mein Tauber fliegt davon. Dann wend' ich mich zum Vater herum.
 „Hab's g'sehen,“ sagt er. „Bin g'halten hast .. Wie viel Pulver hast g'nommen?“
 Ich zeig' ihm auf dem linken Handieller. Da lacht er. „Zipfel!“ hat er g'sagt. „Jest glaub' ich's schon! Wie soll denn was hinausgehen, wennst nit' neing'laden hast?“
 In das Wort hab' ich oft noch denken müssen. Als ich selbst ein Blatt herausgab — das „Pulver“ war das wenigste dabei — und später, da ich sah, wie es bei andren Zeitungen zugeht. Immer will man am Pulver sparen: Honorar nennt man es in dieser Branche. —

ss. **Kochen, Braten, Rösten.** Die Zubereitung der Speisen und namentlich des Fleisches in unsrer modernen Küche schließt gar nicht so große Fortschritte in sich, wie man beim Anblick der pompösen Speisefarten großer Hotels oder Restaurants denken möchte. Ein Sachverständiger, d. h. ein solcher, der über den Nährwert einer Speise ein Urteil abzugeben berechtigt ist, hat jüngst den Ausdruck gethan, daß unsre Küche noch heute manches von den sogenannten Wilden lernen könnte. Auch sei die Zubereitung des Fleisches durch Einführung der Spargelapparate und der Gasöfen neuerdings erheblich zurückgegangen. Als bestes Verfahren der Fleischzubereitung ist das Rösten anzusehen, das offen vor dem Feuer geschieht. Der Vorzug des Röstens liegt nicht in einer Einbildung, sondern der Geschmack eines so behandelten Fleisches ist viel besser, sein Gewebe im allgemeinen zarter als bei gebratenem oder gekochtem Fleisch. Nun ist es aber eine unbestreitbare Thatsache, daß der Geschmack und die Zartheit des Fleisches in wesentlichem Zusammenhange mit der Verdauungsfähigkeit und somit auch mit dem eigentlichen Nährwert stehen. Ohne Eßlust ist die Verdauung träge, und es ist mehr als eine Redensart, wenn man sagt, daß die Verdauung schon vor dem Essen beginne. Ganz gewiß werden die Vorgänge der Verdauung in unsrem Körper schon beim bloßen Anblick einer unsrer Eßlust reizenden Speise erregt, ebenso durch einen appetitlichen Geruch. Es ist sogar wissenschaftlich nachgewiesen, daß der Anblick gut zubereiteter Gerichte unmittelbar eine Ausscheidung von Mageninhalt veranlaßt, demnach die Maschinerie der Verdauung in Bewegung setzt. Selbst wenn im übrigen der Nährwert des Fleisches in den verschiedenen Arten der Zubereitung derselbe bliebe, so würde demnach das Verfahren doch von ausschlaggebender Bedeutung für die Verdaulichkeit der Speise sein. Als das Ideal eines Bratens schätzen alle, die es kennen, das Ergebnis der bei den Naturvölkern üblichen Art allmählicher Röftung durch heiße Steine. Das Fleisch erhält dadurch eine so köstliche Beschaffenheit, wie sie ihm vielleicht durch den geübtesten Koch und mit den feinsten modernen Mitteln nicht gegeben werden kann. Das Geheimnis liegt dabei in dem langsamen Kochen des Fleisches, und aus demselben Grunde ist das Braten am Rost dem Braten im Ofen weit vorzuziehen. Die langsame Durchhitzung des Fleisches hat einen ganz entschiedenen Vorteil in der Erhaltung des Nährwertes. Wenn die Thüre eines in Benutzung befindlichen Bratofens aufgemacht wird, so frönt ein Dampf daraus hervor, der nicht mählich dem eines eben ausgeblasenen Talglases riecht, während der Geruch eines Bratens auf dem Rost stets angenehm ist. Im Bratofen wird das Fleisch abgeschlossen in heißer Luft gekocht, die die Reigung hat, das Fett in scharfe Stoffe zu zerlegen. Beim Rösten wird der Braten durch strahlende Hitze zubereitet, gleichsam durch ein Bombardement von Wärmequellen; während die Luft zwischen dem Braten und dem Feuer verhältnismäßig kalt sein kann, nimmt der Vorgang des Röstens seinen Fortgang. Die Gründe, weshalb das ausgezeichnete Zubereitungsverfahren, das allerdings bei uns immer verhältnismäßig wenig in Aufnahme gewesen ist, neuerdings noch seltener ausgeübt wird, liegen hauptsächlich in der größeren Bequemlichkeit anderer Zubereitungen, bei denen namentlich das fortwährende Begießen und andre kleine, aber wichtige Aufmerksamkeiten der Bedienung fortfallen. Mit der Zeit aber wird doch wohl die hygienische Aufklärung auch in der Küche ein Wort mitzureden haben, und es muß darin wohl manches Verbesserungsbedürftig sein, wenn ein Hygieniker den Ausspruch thun kann, daß ein Arbeiter, der sein Stück Fleisch am Spaten über ein paar Holzsplitter röftet, eine nahrhaftere und schmackhaftere Speise gewinnt, als wir sie gewöhnlich von unsrem Kochherd erhalten. —

Völkertunde.

— Eine Vanhanenbestattung beschreibt die „Deutsch-ostafrikanische Zeitung“: Vor kurzem hatten wir Gelegenheit, einer Vanhanenbestattung beizuwohnen, was ziemlich selten einem Europäer gelingt, da vor allem die Vanhanen ihre Sitten möglichst geheim halten. Die Heimat der Vanhanen ist Gujarat auf der Halbinsel Kathiawar im westlichen Vorderindien. Sie bilden dort eine angesehene Kaufmannskaste mit etwa 1/4 Millionen Köpfen und haben Handelsgeschäfte im persischen Meerbusen, Arabien und Ostafrika errichtet. In Deutsch-Ostafrika sind die Vanhanen jedoch ausschließliche Handwerker, Wäscher und Barbierer. Der Gott der Vanhanen ist Vishnu, der zweite von den drei indischen großen Göttern. Ihre Toten verbrennen die Vanhanen auf einem Holzstoß, Kinder unter fünf Jahren werden jedoch beerdigt, weil sie noch keinen Gott kennen. Nachdem der Leichnam gewaschen worden ist, wird dem Verstorbenen, je nachdem er verheiratet oder ledig war, ein rotes oder gelbes Tuch

um die Kleider gewunden. In den Mund werden ein kleines Stüchchen Gold oder eine Silbermünze und eine wohlriechende Pflanze gesteckt. Stirn, Hände und Füße werden ihm mit roter Farbe besstrichen und zum Schluß wird der Mund mit Watte verschlossen, um den Leichengeruch zu vermindern. In einem Trauerzuge wird die Leiche auf einer Bahre an den Strand getragen. An den vier Enden der Bahre sind Kolosnüsse befestigt, welche bei Ankunft an der Bestattungsstelle fortgenommen werden. Nun beginnt der Bau des Scheiterhaufens. Wenn dieser die Höhe von etwa 70 Centimeter erreicht hat, wird die Leiche darauf gelegt und mit Holzstößen zugedeckt. Der nächste Anverwandte zündet an der großen Zehe des rechten Fußes den Holzstoß an, worauf alle Angehörigen angesichts des Feuers in ein lautes Weinen ausbrechen. Die übrigen Leidtragenden trösten die Verwandten. Die Ueberreste werden in das Meer geworfen und an der Verbrennungsstelle drei Steine mit einem Krüge Wasser aufgebaut. Der nächste Anverwandte wirft durch die Weine mit einem Steine nach dem Wasserkrüge und zertrümmert diesen. Die übrigen Anwesenden zerbrechen die Scherben in kleine Stücke. Am neunten Tage nach der Bestattung findet eine Vormahlzeit und am elften Tage der eigentliche Totenschmaus statt. —

Humoristisches.

— Erklärung. Bei der Prüfung nach Schluß eines Kochkurses sollen die Schülerinnen ihre Leistungen und ihre theoretischen Kenntnisse in der Kochkunst darthun. „Du, Sepp,“ sagt während des Festessens ein Gast zum andren, „was ist denn eigentlich theoretisch?“
 „Wart', bis D's z'fressa kriagst — no' wirsch't's scho' merka!“ —
 — Raffiniert. Hausbesitzer: „Kinder, heut' gehen wir alle ins Theater und verhexen dem Trauerspiel von unserm Mieter zu einem Verbenerfolg — dann können wir ihn steigern!“ —
 — Kleine Ueberraschung. „Ach, Arthur, bei Euch gefäll't mir so gut, daß ich am liebsten gar nicht wieder nach Hause reiste!“
 „Hast Du denn kein Retourbillet, liebe Schwiegermama?“
 „Nein .. aber ich werde eines nehmen, wenn ich jest abreise!“ —
 („Fliegende Blätter.“)

Notizen.

— Clara Wiebigs Roman „Der Müllerhannes“ ist soeben bei F. Fontane u. Co. in Berlin als Buch erschienen. —
 — Eine neue spanisch-deutsche Wochenchrift „La Correspondencia de Espana y de La America Latina“ soll fortan in Berlin erscheinen. Herausgeber ist Sanchez y Rosal Hermanos, der deutsche Redakteur Felix Haehl. —
 — Ein dramatischer Wettbewerb. Das Pariser Blatt „La Presse“ hat soeben einen Wettbewerb für alle jungen Dramatiker eröffnet, die ein Stück von sich aufgeführt zu sehen wünschen. Es werden Stücke aller Art zugelassen, in Versen oder in Prosa, in einem oder in mehreren Akten. Die Jury wird aus den bedeutendsten Kritikern gebildet, deren Präsident Catulle Mendès sein wird. Das beste einaktige Stück soll bei Antoine aufgeführt werden, eines der großen Versdramen bei Sarah Bernhardt; auch andre Theater haben versprochen, preisgekürnte Prosastücke aufzuführen. Der Wettbewerb wird am 25. Mai geschlossen. —
 — „Arbeit“, ein vieraktiges Schauspiel von Korfiz Holm, wird Mitte April im Berliner Theater als Sondervorstellung erstmalig in Scene gehen. —
 — Maeterlincks neues Drama „Jonhelle“ wird am 15. Mai in Paris zum erstenmal aufgeführt. —
 — cc. Australische Zwerge. Aus den verschiedensten Erdteilen, besonders auch aus Europa sind menschliche Ueberreste bekannt, die auf das Vorhandensein einer zwerghaften allgemeinen Ur-Rasse schließen lassen. Es ist darum sehr interessant zu erfahren, daß neuerdings, wie W. Krause berichtet, auch in Australien von einem Zwergstamm die Rede ist, den Nullas, die nur eine Höhe von 1,3—1,4 Meter erreichten. Die Frauen hatten langes, rotes Haar, von dem man erst annahm, daß es künstlich gefärbt worden sei, doch scheint diese Ansicht hinfällig, seit H. Johnston unter den Kongo-Negern auch rothaarige Zwerge gefunden. —
 — Ueber die „Entwicklung der chemischen Industrie Deutschlands im vorigen Jahrhundert“ spricht Professor Dr. Otto R. Witt am 12. März im Hofmannshaus, Sigismundstr. 4. —
 — c. Das erste Honorar. Eine Geschichte aus seinen Anfängen erzählt der englische Dramatiker W. S. Gilbert. Er hatte ein kurzes Stück, „Dulcamara“ betitelt, vollendet und brachte es dem Theaterdirector Mr. Emden zur Begulachtung. „Das wird gehen,“ sagte Emden, nachdem er das Stück durchgesehen hatte. „Wieviel fordern Sie dafür?“ „Dreißig Guineen,“ meinte der junge Dramatiker schüchtern. „Sagen Sie Pfund, und ich will es nehmen,“ antwortete Emden, und Gilbert gab bereitwilligst seine Zustimmung. Aber nachdem Emden ihm den Check eingehändigt hatte, sagte er: „Nun will ich Ihnen auch noch einen guten Rat geben — verkaufen Sie so guten Stoff nie wieder für 30 Pfund!“ „Und,“ fuhr Gilbert fort, als er die Geschichte erzählte, „ich that es auch nie wieder.“ —